

Im Zeichen des Chamäleons

Die Sprache ist die Bühne, wo Unterschiede der Herkunft, des sozialen und beruflichen Standes inszeniert werden, wo sie sich aufheben oder auch verstärken. Das Drehbuch diktieren die ökonomischen Verhältnisse.

Neulich wurde ich gefragt, ob ich denn ein Secondo sei und wie ich es geschafft hätte, mich so gut zu integrieren.

«Ja», antwortete ich, «wenn Sie damit meinen, dass ich einer zweiten Generation von Migranten angehöre. Meine Eltern kamen Anfang der 60er Jahre in die Schweiz, selber wurde ich etwas später gezeugt – vermutlich in Sizilien – und dann in Solothurn zur Welt gebracht. Ich spreche Ihre Sprache. Bin ich deshalb integriert? Es war nie meine Absicht, integriert zu sein. Ich war die letzten 30 Jahre damit beschäftigt, eine Existenz aufzubauen. Was ist das, Integration? Je mehr ich das Wort höre, desto weniger verstehe ich es.»

Sollte ich deshalb nicht besser gleich auf eine Erörterung verzichten? Vielleicht. Aber können wir sicher sein, dass all jene, die den Begriff behertzt verwenden, wissen, was Integration ist?

Ein Beispiel: In aller Munde zirkuliert die Metapher, Sprache sei der Schlüssel zur Integration. Was meint jemand, der das behauptet? Nur zwei der vielen möglichen Interpretationen:

■ A: Sprache ist im Sinne eines *Instruments* Bedingung dafür, dass so etwas wie Integration stattfinden kann;

■ B: Sprache ist im Sinne einer *Zulassung* Bedingung für Integration: Integrationsberechtigt ist, wer über Sprache verfügt.

Wer A meint, will wohl eine andere Einstellung vertreten als ein B-Meiner. Nicht zuletzt Politikerinnen und Politiker sowie Medienschaffende sollten ihre Metaphern immer genau erklären.

Inteflation

Integration ist ein Unwort, das alles sagt und deshalb nichts sagt. Ich kann es brauchen, wenn ich etwas zu sagen habe, aber auch, um nur so zu tun. Wer das nicht glaubt, kann die rund 268 Mio. Seiten durchgoogeln, die im Internet den Begriff aufgreifen.

Wörter und Geld haben eines gemeinsam: Je grösser ihre Umlaufgeschwindigkeit ist, desto geringer ist ihr Wert. Beim Geld heisst dieses Phänomen Inflation, und wir kennen die damit verbundene Wirkung: Unsere Kaufkraft nimmt ab, die Preise der Waren nehmen zu. Was verursacht die Inflation in der Sprache?

Wörter, die inflationär gebraucht werden, vermehren die möglichen Kontexte ihrer Verwendung. Sie verlieren so an Bedeutungsschärfe und Ausdruckskraft, neigen zur Bedeutungslosigkeit. Gerade deshalb lassen sie sich pragmatisch verwenden. Wenn ich etwas bewirken will, ohne meine Absichten und Überzeugungen preiszugeben, verwende ich am besten ein Unwort.

Versuchen wir eine Klärung. Der Duden definiert Integration wie folgt: 1. Wiederherstellung einer Einheit, 2. Einbeziehung, Eingliederung in ein grösseres Ganzes, 3. Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit.

Die erste Definition versetzt mich in eine Abwehrhaltung. Über Jahrzehnte hat mich der Gemeinplatz verfolgt, als Secundo müsse ich zwischen den Kulturen hin und her gerissen sein: In welcher Sprache träumst du? Wo bist du verwurzelt? Als was fühlst du dich, eher als Italiener oder als Schweizer? Ich habe die Fragerei immer gehasst, weil sie so was wie einen Identitätsverlust unterstellt und nur zwei Optionen zulässt: Eine Weder-noch-Antwort oder die Entscheidung für eine bestimmte Zugehörigkeit. Keine der beiden Optionen sagt mir zu, und die Fragestellung erachte ich als unangebracht. Es ist nicht klug, sich einer bestimmten Zugehörigkeit oder Identität zu verschreiben. Kultureller Reichtum besteht darin, verschiedene Identitäten und – damit verbunden – Mehrsprachigkeit zu entwickeln.

Bei der zweiten nimmt meine Skepsis zu: Einbeziehung? Eingliederung? Als ob eine höhere Intelligenz die Gnade hätte zu dirigieren und Ordnung zu schaffen! Soziale Ordnungen entstehen als Ergebnis vieler ungeplanter Einzel-Handlungen. Niemand steht morgens mit der Absicht auf, sich zu integrieren. Man steht auf, um arbeiten zu gehen oder die Familie zu pflegen oder auch um das Leben zu geniessen. Was Integration auch immer ist, sie muss sich über die individuelle Teilhabe am öffentlichen Geschehen definieren, am Arbeitsmarkt, am Bildungssystem, an den politischen und an allen anderen Einrichtungen.

Die dritte löst Unbehagen aus: Verkörpert eine Gesellschaft nicht stets eine Pluralität von Personen, Gruppen und Sprachen, die nie eine Einheit darstellen? Die Begriffe Einheit, Ganzes haben ihre Berechtigung, wenn ich sie im Bewusstsein ihrer Relativität verwende. Ein Beispiel: Wenn ich in Bern Sizilianisch spreche, wird meine Herkunft in der Regel nicht lokalisiert oder vielleicht Italien zugeordnet. Möglich ist auch die Spezifizierung Süditalien. Selten erfolgt auf Anhieb eine genauere Bestimmung. In Firenze werde ich hingegen schnell als Sizilianer identifiziert. In Catania orten sie mich einfach als Nicht-Catanese, der aus dem Inneren der Insel stammt. Es gibt keine kulturelle Einheit, die an sich existiert, losgelöst von einem Betrachtungswinkel. Jede Bestrebung, Gesellschaften rund um eine kulturelle Einheit zu definieren, trägt in sich einen ideologischen Keim nationalistischer Prägung. Aber auch Schmelztiegel-Theorien, die davon ausgehen, aus der Begegnung fremder

Kulturen müssten partout neue harmonische Einheiten entstehen, können totalisierende Züge annehmen. Warum sollten in einer pluralistischen Gesellschaft fremde Kulturen nicht auch nebeneinander bestehen können?

Meine Ideen zum Verhältnis zwischen Sprache und Integration bauen somit auf drei Überlegungen:

■ Es ist wünschenswert, mehrere kulturelle Identitäten zu entwickeln.

■ Die individuelle Teilhabe am öffentlichen Geschehen bestimmt die Beziehungen zwischen Migranten und Einheimischen. Sprache beeinflusst den Erfolg der Teilhabe, aber entscheidender sind die politischen und wirtschaftlichen Bedingungen. Die einschlägige Frage lautet: Ist die Teilhabe gleichberechtigt oder nicht?

■ Gesellschaften sind weder sprachlich noch kulturell homogen. Demokratische Staaten haben nicht die Aufgabe kulturelle Einheiten zu bewahren: Sie sollten das Bestehen und Zusammenspiel unterschiedlicher Sprachen und Kulturen regeln und fördern.

Abnormalität und Normalität

Meine Eltern gehören jener Generation von Migranten an, die Max Frisch zum Satz bewegte: «Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kamen Menschen.» Meine Eltern wurden aber nicht nur gerufen, sie wollten auch ihr Land verlassen. Sie waren bereit, eine Gelegenheit zu nutzen, die sich ihnen bot. Wer emigriert, tut es mit der Absicht, eine bessere Existenz zu ergattern. Migration hat damit zu tun, dass man so verzweifelt oder verrückt ist, alles aufzugeben, um nach einer besseren Zukunft zu trachten. Naivität ist selten im Spiel: Meine Eltern wussten, dass man für sie nicht den roten Teppich ausrollen würde. Sie wussten aber auch, dass die boomende Wirtschaft sie brauchte. Und sie liessen sich brauchen, weil sie sich einen Vorteil erhofften.

Sie haben die hiesige Sprache nie wirklich erlernt. Ihre Kontaktsprache war ein bizarrer, aber effektiver Mix aus Schweizerdeutsch, Deutsch, Italienisch und Sizilianisch. Das reichte. Wo sie arbeiteten, gab es fast ausschliesslich Ausländer, die ähnlich sprachen.

Ihre Spracharmut, die oft auch Sprachlosigkeit war, und ihr Nichts-zu-sagen-haben, das vor allem ein Du-hast-hier-nichts-zu-bestellen war, haben sie 40 Jahre lang zu perfekten Ein-

wohnen dieses Landes gemacht: Sie haben ununterbrochen gearbeitet, ihre Steuern und Rechnungen bezahlt, die Gesetze respektiert. Sie waren gut geölte Teile in einem industriellen Aggregat tayloristischen Zuschnitts, das auf Hochtouren lief, Wohlstand erzeugte und breit verteilte.

Das war einmal: «Abnormalität ist die neue Normalität», sagen Ridderstråle und Nordström (Karaoke Kapitalismus, 2005), «wir haben die Idee aufgegeben, eine Gesellschaft auf dem Prinzip der gegenseitigen Förderung aufzubauen. Stattdessen werden die Naturgesetze angewendet.» Gemeint ist: Wer nichts zu bestellen hat, ist auch nicht mehr gefragt. Es gibt auf dem globalen Markt ein Überangebot an billiger Arbeitskraft. Und statt Arbeitskräfte zu rufen, ist es ohnehin einfacher, Produktionen zu verlagern oder Bestandteile im Ausland einzukaufen. Die Wirtschaft braucht Talente. Wissen und Ideen, das sind die Ressourcen, die einen Markt haben: «Talentierte Menschen sind mobile Monopolgesellschaften mit globalem Pass. Sie haben den Schlüssel für den Wettbewerb in der Hand: Kompetenz.»

Es gibt heute zwei Migrationen: die der neuen Eliten, die nie als Migranten auftreten, und jene der Verzweifelten, die ungerufen auf ihren lecken Booten auf den Meeren treiben oder über die grüne Grenze zu uns gelangen. Beide gehören zusammen, wie Tag und Nacht. Eine Welt, in der alle nach einer übertragenden Rolle trachten, in der nur der finanzielle Erfolg zählt, muss zwangsläufig Ausschluss produzieren. Wo Gewinner sind, müssen auch Verlierer sein. Nur, dass diese niemand will:

«Warum ich brauche schriftliche Kenntnisse?», fragte mich unlängst eine albanische Teilnehmerin in einem Deutschkurs für Arbeitslose. «Ich will putze WC, ich habe immer geputzen.»

Sie hatte in einem Stelleninserat gesehen, dass eine Reinigungsfrau mit guten mündlichen und schriftlichen Sprachkenntnissen gesucht wurde. Ich habe sie ermuntert, die Bewerbung trotzdem zu versuchen. Ihre Kenntnisse würden sicher reichen, sie müsse wohl nur ein wenig lesen können oder Formulare ausfüllen. Ich war verlogen genug, ihr nicht zu sagen, dass sie Recht hatte: Dass ihre Eignung für den Job tatsächlich nicht von ihren Textfertigkeiten abhängt; dass in ihrem Job kaum Produktivitätsschübe oder technologische Umwälzungen anstehen, die ein

sprachliches Up-Skilling erfordern. Ich habe ihr auch nicht gesagt, dass ihr limitiertes Deutsch noch vor 20 Jahren ein passender Schlüssel zur Integration gewesen wäre; dass die schriftlichen Kenntnisse im Inserat genau das beabsichtigten, was sie wahrgenommen hatte: eine Ausmarchung zwischen jenen, die dazugehören sollen, und jenen, die dem Ausschluss geweiht sind.

In oder Out?

Die Grenze zwischen Insidern und Outsidern ist keine sprachliche, sondern eine nach politisch-wirtschaftlichen Kriterien abgesteckte. Die Sprache ist aber der Ort, wo Unterschiede der Herkunft, des sozialen und beruflichen Standes inszeniert werden, wo sie sich aufheben oder auch verstärken. Wenn heute eine breite Öffentlichkeit die Einführung von Sprachtests, obligatorischen Deutschkursen und sonstigen aktiven Massnahmen für die Integration diskutiert, dann geschieht dies letztlich im Sinne einer ökonomischen Rationalität: Wird man je den hier wohnhaften schwedischen Multimilliardär einem Test unterziehen? Oder den englischen Top-Manager? Vielleicht den russischen Erdölmagnaten? Natürlich nicht. Diese gehören einem internationalen Jet-Set «mit globalem Pass» an, der allseits bewundert und beneidet wird: Wer möchte nicht in dieser Liga mitspielen? Für viele würde es sich hierfür sogar lohnen, auf das Erlernen einer zweiten Landessprache zu verzichten. Wie viel vorteilhafter wäre es – sagen sich diese Menschen – in der Schule mit Englisch aufzuwachsen, mit der Sprache des Jet-Sets, statt z.B. mit Französisch. Das wäre gleichsam der erste Schritt zum In-Sein.

Und mich, wird man mich auch testen, irgendwann, und werde ich ein Insider oder ein Outsider sein? Mein Umfeld hat schon entschieden: «Du bist kein Ausländer, dich nehmen wir nicht als Ausländer wahr», höre ich sagen. Ein Insider also, obschon mein Pass nicht millionenschwer ist. Ich freue mich über die Wertschätzung, die mit der Feststellung gemeint ist; gleichzeitig stimmt sie mich nachdenklich. Ich bin nämlich ein Ausländer, wenn der Begriff Ausländer daran festgemacht werden kann, dass meine Rechte und Pflichten im Ausländergesetz geregelt sind. Insofern bin ich gleich wie jene Ausländer, die auch so wahrgenommen werden, und anders als die Schweizer, die Inländer sind; ich bin ein Als-Inländer-Verstandener, aber Als-Ausländer-Geregelter. Und warum werde ich nicht mehr als Ausländer angesehen? Die Sprache spielt hier eine wesentliche Rolle: Wenn ich nicht anders spreche als mein Gegenüber, werde ich in meinem Anderssein nicht wahrgenommen. Über das sprachliche Verhalten findet eine Angleichung statt.

Massimo Romano studierte Germanistik und Romanistik. Er absolvierte ein Nachdiplomstudium in Betriebswirtschaft und Unternehmensführung. Der Autor verfügt über langjährige Tätigkeit in der Erwachsenenbildung. Er ist Bereichsleiter Sprachen und Kultur an der Volkshochschule Bern und Lehrbeauftragter für German as a foreign language an der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW.

Sous le signe du caméléon

La langue est la scène où se jouent, s'estompe ou s'accroissent les différences d'origine et les conditions sociale et professionnelle. Les conditions économiques et politiques dictent le scénario. L'intégration se définit en termes de participation individuelle à la vie sociale, au marché de l'emploi, au système d'éducation, aux institutions politiques et autres. La langue influence donc la réussite de cette participation, mais la question est ailleurs, à savoir: la participation des nouveaux migrants et des autochtones doit-elle être égalitaire ou non? Les différences culturelles qui sont continuellement mises en évidence dans le débat médiatique à propos de l'intégration des étrangers déforment le problème de base. Les sociétés civiles ne sont homogènes ni du point de vue linguistique, ni du point de vue culturel, en tous les cas pas à l'ère d'une mondialisation en constante évolution. Les Etats démocratiques n'ont pas pour tâche de veiller aux entités culturelles: ils doivent régler et encourager démocratiquement l'existence et les effets des différentes langues et cultures.

Und meine Eltern? Sie wären heute Outsider, konnten sich aber gerade noch ins Rentenalter retten, wo sie am Rande stehen, aber ein würdiges Leben führen. Ausser ihren Familienangehörigen scheint sie kaum mehr etwas mit dem Land zu verbinden, wo sie den grössten Teil ihres Lebens verbracht haben: Viele der alten Freunde sind entweder nach Sizilien zurückgekehrt oder unter der Erde. Kontakte zu Inländern haben sie fast keine mehr. Jetzt, da sie keine Arbeitskräfte mehr sind, sind sie Menschen, und als Menschen fühlten sie sich – das hatte Frisch erkannt – nie richtig willkommen.

Es war zur Zeit von Herrn Schwarzenbach und seiner Initiative, als meine Mutter sagte: «Lieber esse ich für den Rest meiner Tage Brot und Zwiebeln, als dass ich in diesem Land sterbe!» Ich weiss nicht, ob sie ihre Meinung je geändert hat.

Wie ein Chamäleon

Zuweilen denke ich: Ein Chamäleon möchte ich sein! Mich allen Gegebenheiten angleichen, aber stets nur mir selbst treu bleiben. Alle Kulturen dieser Welt schätzen, aber keiner meine unbedingte Zugehörigkeit schenken. Dies ist zugleich eine Utopie, die nie in Erfüllung gehen wird. Zu begrenzt ist meine Sprachwelt: Ich lernte Sizilianisch in meinen ersten Lebensjahren; Italienisch brachten mir später Clint Eastwood, die anderen Helden des Spaghetti-Western und das Fernsehen der TSI bei, ein rudimentäres Italienisch, das ich zum Glück in der Schule und an der Uni perfektioniert habe; Schweizerdeutsch lernte ich im Kindergarten, Deutsch, Französisch und Englisch in der Schule und an der Uni; dank meiner Frau habe ich zuletzt noch die Musikalität des Neapolitanischen dazu gewonnen. Meine erste Sprache, Sizilianisch, steht mir emotional näher als die anderen. Vielleicht, weil in ihr die Stimme einer fernen Zeit und verlorenen Unschuld mitschwingt:

Damals war Sprache eine vollkommene Abbildung der Welt. Alles hatte seinen Namen: Es gab «a mamà» und «u papà» für meine Eltern, es gab «Valè» für meinen Bruder, «Francu», «Romeu», «Giuvà» für die Saisoniers, die über uns in den modrigen Mansarden wohnten. Die Welt bestand aus einem alten Haus und einer Zweizimmerwohnung, in der wir zu viert wohnten. Eingepfercht. Und aus einer Küche, die auch Bad war und in der es nach «sucu» duftete, wenn mir Mamà mit Seife, die nach Lavendel roch, die Haare wusch. Alles war noch Eintracht.

